



Reinhold Neven Du Mont

Alexandra
Minderop

Roman

Dittrich

Reinhold Neven Du Mont

Alexandra Minderop

Roman

Dittrich

Meine Mutter Alexandra war eine Minderop. Ihre Familie stammte aus Antwerpen. Sie war eine Dame, eine Gestalt aus dem 19. Jahrhundert. Was sie auch tat, sie tat es mit der Würde einer Königin.

Ihr Geburtshaus stand am »Grote Markt« in Antwerpen, ein prächtiges Gebäude mit vergoldeten Stuckelementen auf dem schwarzen Grund der Fassade. Ihr Vater hatte es von dem stattlichen Erbe gekauft, das seine Frau mit in die Ehe brachte. Er hatte es in keinem guten Zustand übernommen, es hatte Jahre leer gestanden. Der Vorbesitzer, ein Mann mit ungewöhnlichen Neigungen, war darin unter mysteriösen Umständen zu Tode gekommen. Es hieß, er spuke als Geist in seinen alten Gemächern. Das glaubte niemand ernsthaft, aber es fand sich kein Käufer.

Alexandras Vater hatte Jurisprudenz studiert und ließ sich nach dreijährigem Anwärterdienst als Assessor zum Notar bestellen. Er galt als untadeliger Bürger, eine Haltung, die sich in seiner Kleidung und in der seiner Familie ausdrückte. Alexandra war als Kind und später als Mädchen immer nach dem Vorbild der königlichen Familie gekleidet. Sie blieb ohne Geschwister. Der Wunsch der Eltern nach einem Stammhalter wurde nicht erfüllt. Nach ihrer Geburt wurde Alexandra einer Amme, dann wechselnden Kinderfräuleins und schließlich einer Privatlehrerin überlassen. Sie lernte mühelos die Dinge, die man von einer Tochter aus gutem Hause erwartete. Was nicht im Lehrplan vorgesehen war,

brachte sie sich selbst bei. Mit vierzehn Jahren besaß sie ein größeres Vokabular und war belesener als ihre Mutter. Ihre Eltern nahmen sie auf Reisen nicht mit, aber Alexandra kannte Europa aus der Literatur. »Sense and Sensibility« hatte sie mit Hilfe eines Diktionärs im Original gelesen, Romane von deutschen Autoren blieben ihre Pflichtlektüre, sie schwärmte aber verhalten für die Franzosen. Ihr Liebling war Maupassant, vielleicht gerade weil seine Frauengestalten so ganz anders waren als sie selbst.

Mein Vater Hermann Neuhaus war Kölner. Er konnte Kölsch, sprach es aber nicht. Er leitete einen Verein zur Pflege der romanischen Kirchen, war ein angesehenes Mitglied der Handelskammer und förderte den Zoologischen Garten. Aber die rheinische Gemütlichkeit war ihm suspekt. Den Karneval fand er schrecklich. Von Weiberfastnacht bis Aschermittwoch floh er mit einem Freund in eine Jagdhütte im Hunsrück. Auch auf Betriebsausflügen trank er kein Kölsch, sondern begnügte sich mit einem Glas Apfelschorle. An Wochenenden genehmigte er sich eine Flasche Mosel- oder Saarwein. Mein Vater war Katholik. Trotz grundlegender Zweifel war er nicht aus der Kirche ausgetreten. Am Heiligen Abend ging er mit Alexandra zur Christmette in den Dom und einmal im Jahr zur Beichte und zur Kommunion, und zwar zur österlichen Zeit.

Alexandra und Hermann lernten sich bei einer Dampferfahrt auf dem Rhein kennen. Es ist verbürgt, dass sie zu den Klängen der Bordkapelle Walzer tanzten. In den darauffolgenden Monaten wurden sie auf Museumsausstellungen und in Konzerten gesehen. Es

wurde gemunkelt, da bahnte sich etwas an. Und dem war auch so. Zu Ostern des nächsten Jahres wurde ein Treffen der Familien Neuhaus und Minderop arrangiert. Das verlangte diplomatisches Geschick. Die Minderops waren Protestanten. Auch unter den jüngeren Mitgliedern der Familie waren einige, die es als Schande empfanden, dass Alexandra zu den Papisten überlief. Ihrer Großmutter verschwieg man die Pläne der Enkelin aus Sorge, die fast Hundertjährige könnte der Schlag treffen.

Sie verlor nie ein Wort darüber, warum sie sich ohne zu zögern gerade Hermann wählte. Ihre Entscheidung für ihn und gegen andere Verehrer zu begründen, wäre ihr geschmacklos und würdelos gegenüber Hermann vorgekommen. »Ich glaube, er ist der Richtige«, sagte sie zu einer Freundin. Aus dem Glauben wurde in wenigen Wochen Gewissheit.

Pfingsten wurde Verlobung gefeiert. Sechzig Gäste wurden Zeugen, wie Hermann Alexandra den ersten Kuss gab. Nicht alle der aus Antwerpen Angereisten klatschten Beifall, als eine Vertreterin des Oberbürgermeisters der künftigen Braut einen Strauß aus roten und weißen Nelken überreichte, den Farben der Stadt.

Alexandra konvertierte unter der Bedingung, dass ihr Unterweisungen über die allein selig machende katholische Kirche erspart blieben. »Ich bin Christin und ich bleibe Christin«, sagte sie zu dem Pfarrer, der ihr die Beichte abnehmen wollte und von dem sie vermutete, dass sie das Neue Testament besser kannte als er. Sie glaubte an Jesus Christus, an die von ihm vollbrachten Wunder und an seine Mission als Gottes Sohn. Maria respektierte sie als Frau. Die jungfräuliche Empfäng-

nis hielt sie für ein Märchen. In der Weihnachtskrippe stellte sie Jahr für Jahr die Figur des Joseph gleichberechtigt neben Mutter und Kind.

Den Bund der Ehe gingen sie in einer Seitenkapelle des Doms ein. Es war ein gesellschaftliches Ereignis. Alle Familien, die sich zu den Patriziern der Stadt zählten, waren vertreten. Für die Dauer der Feierlichkeiten vergaß man die Fehden, Eifersüchteleien, die kleinen und größeren Gemeinheiten, die in den besten Kreisen vorkamen. Alexandra lehnte es ab, in Weiß zu heiraten, und wollte nicht mit Reiskörnern als Symbol der Fruchtbarkeit beworfen werden. Für sie gründete die Beziehung zu dem Mann, für den sie sich entschieden hatte, auf Vertrauen und Achtung. Der Kardinal ließ ein Grußwort verlesen und segnete das Brautpaar »in absentia«. Der Pfarrer wählte für sie das Hochzeitsmotto »Die Liebe höret nimmer auf«. Aber Liebe, Lust und Leidenschaft wurden den Jungvermählten in den Reden während des Festessens im Hotel Excelsior nicht mit auf den Weg gegeben.

Alexandra war nicht bereit, den Namen Minderop abzulegen, den sie mit Stolz getragen hatte. Ihre Herkunft zu benennen, schien ihr das Recht einer jeden Frau zu sein. Sie hatte zwar einen Neuhaus geheiratet, das wollte sie nicht unterschlagen. So verband sie für die Heiratsurkunde ihren Mädchennamen durch einen Bindestrich mit dem ihres Mannes.

Sie bestand nicht auf einem notariellen Ehevertrag, aber sie formulierte handschriftlich ein paar Zeilen, in denen sie mit Hermann Gütertrennung vereinbarte.

Aus ihrer Familie kannte sie die Wirkkraft des Geldes. Sie wollte allein über ihr Vermögen verfügen können, wollte sich ein Stück Unabhängigkeit bewahren.

Unabhängigkeit anzustreben war auch für die Frauen der Familie Minderop keine Tugend. Sie hatten im Haushalt ihren Platz. Nur unverheiratete und kinderlose Frauen durften mit Zustimmung des Familienoberhauptes berufstätig werden, meist in der Buchhaltung. Die Minderops waren Kaufleute. Sie importierten Waren aus dem Fernen Osten. Eigene Schiffe wie die großen Handelsherren hatten sie nicht. Sie galten als wohlhabend. Sie verdoppelten ihr Vermögen von Generation zu Generation und legten das erwirtschaftete Geld in Lagerhäusern am Hafen an. Dort gehörte ihnen fast ein ganzer Straßenzug in vorderster Reihe.

Kein Minderop musste Not leiden. Dafür sorgte eine Familienstiftung. Ein Onkel von Alexandra wollte Künstler werden, obwohl seine Eltern und Geschwister nur verständnislos den Kopf schüttelten. Er zog durch Holland und malte Stadtansichten. Von dem Erlös der wenigen Bilder, die er verkaufte, konnte er nicht leben. Er erhielt eine monatliche Zuwendung aus dem Fonds der Familienstiftung und den Posten eines Disponenten im kleinsten Lagerhaus, wo er vor allem damit beschäftigt war, seine Leber durch übermäßigen Alkoholgenuss zu schädigen. Auch ein Vetter von Alexandra hatte versucht, den Familienbanden zu entfliehen. Er kam auf dem Weg nach Amerika bis nach Southampton, geriet in schlechte Gesellschaft und wurde Opfer einer Messerstecherei.

Dass Alexandra sich einen Ehemann aus Köln und nicht aus den begüterten Kreisen Antwerpens gesucht

hatte, wurde ihr nicht als Fluchtversuch, sondern eher als Extravaganz ausgelegt. Schon in jungen Jahren war sie durch Eigenwilligkeiten aufgefallen. Ihre Freundinnen sprachen und kleideten sich wie kleine Erwachsene. Kindliches Verhalten galt als unreif und musste den Mädchen abgewöhnt werden. Bei Alexandra waren derlei Erziehungsmaßnahmen überflüssig. Sie las populärwissenschaftliche Bücher aus der Bibliothek ihres Vaters und wusste über die Funktionen des menschlichen Körpers oder die Geschichte der Niederlande bald mehr, als für eine Heranwachsende als schicklich angesehen wurde. Zu ihrem zwölften Geburtstag wünschte sie sich nicht das obligate Organzakleidchen, sondern einen Trainingsanzug aus englischem Stoff, den sie auch sonntags trug. Schon früh stand fest, dass mit ihr ein besonderes, aber nicht einfaches Familienmitglied heranwuchs.

Die Gründe, warum es Alexandra an den Rhein zog, sind nicht überliefert. Es könnten Bestrebungen an der Kölner Universität gewesen sein, Frauen zum Studium zuzulassen. Köln besaß den Ruf, eine Bürgerstadt zu sein, die nie einen Adelsherrn als Regent geduldet hatte. Das mag der jungen Frau, die mit nur zwei Koffern in Antwerpen in den Zug stieg, gefallen haben.

Ihre Ankunft wurde von einem schrecklichen Eisenbahnunglück überschattet. In dem noch selbstständigen Mülheim stieß am frühen Nachmittag der *Lloyd Express* mit einem Militärzug voller Soldaten zusammen, die gerade aus dem Heimaturlaub kamen. Die Feuerwache des nahe gelegenen Carlswerks barg zweiundzwanzig Tote aus den zertrümmerten Waggons.

Alexandra ließ ihre Koffer unausgepackt. Ohne zu zögern, ohne auch nur den Reisemantel auszuziehen, tat sie, was sie als ihre Pflicht ansah. Zu Fuß lief sie bis zum Unfallort, drängte sich durch die Menge der Gaffer, hielt einem Wachmann, der sie am Ärmel fasste, ihren niederländischen Pass hin und schlüpfte durch die Absperungen. Von Sanitätern des Städtischen Krankenhauses ließ sie sich eine Haube und eine Armbinde mit rotem Kreuz geben und lief über die Gleise, bis sie die ineinandergeschobenen Züge sah. Sie hatte keinen Erste-Hilfe-Kurs besucht, aber sie half, so gut sie konnte, bei der Versorgung der Verletzten. Deren Geschrei und Stöhnen stieß sie nicht ab. Sie verband Wunden an Armen und Beinen, umwickelte blutende Köpfe mit provisorischen Verbänden und verteilte schmerzmildernde Medikamente. Bis zum Abend war sie an der Seite eines jungen Sanitäters im selbstgewählten Einsatz. Als sie sich verabschiedeten, sagte er: »Hätten wir uns unter erfreulicheren Umständen kennengelernt, ich hätte Ihnen einen Heiratsantrag gemacht.«

Den beiden Schwiegermüttern, die sich ungeduldig erkundigten, wann denn mit Nachwuchs zu rechnen sei, verschwieg Alexandra, dass sie bei der Hochzeit bereits schwanger war. Als Vorbereitung auf ihre Mutterrolle entschloss sie sich, im kürzlich gegründeten Kinderschutzbund den Vorsitz zu übernehmen. In Vorfreude auf ein eigenes Kind wollte sie helfen, die Not